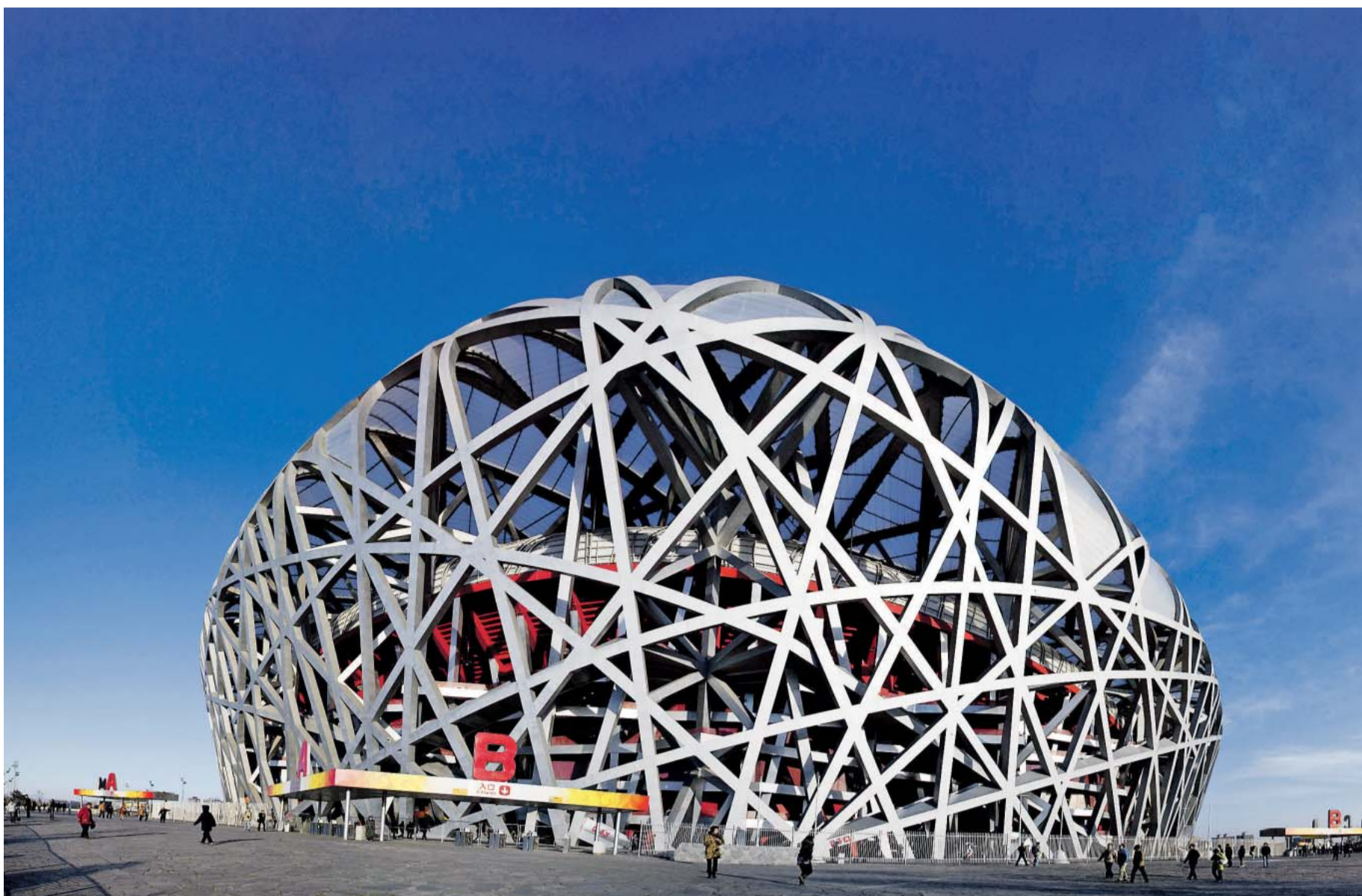


Neue Sachbücher



Achtung, Architektur! Das Olympia-Stadion in Peking als untoter Apparat

Foto: Tao Images

Die Neuvermessung der Welt

In welchen Räumen wollen wir leben? Für Architektur und Städtebau eine Schlüsselfrage. Doch die Raumforscher pflegen eine frappierende Ereignisferne. Zwei Bücher erklären, warum das so ist.

Einer der irrigsten Sätze der modernen Literatur steht auf der ersten Seite von Musils „Mann ohne Eigenschaften“: „Die Überschätzung der Frage, wo man sich befinde, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken musste.“ Leider verkannte Musil, dass die Gleichgültigkeit gegenüber Standortfragen nicht nur das Fortschrittssiegel der kulturoptimistischen Moderne war. Auch die totalitären Geopolitiker des zwanzigsten Jahrhunderts hielten wenig von territorialen Beschränkungen und dehnten ihre Suche nach Futterplätzen bis hinter den Ural aus. Die Überwindung von Raumzwängen durch emanzipatorische wie expansionistische Mobilitätsversprechen war eine der größten Obsessionen der Epoche, deren Raumverschleiß bis heute anhält.

Im Gegensatz zum privaten Wohlergehen, das weiterhin vom steten Zuwachs an Wohn-, Verkehrs-, Ruhe-, Abstands- und Bewegungsflächen lebt, haftet dem Raum als wissenschaftlicher Kategorie etwas Gespenstisches, Untotes an, von dem sich die Forschung besser fernhält. Doch mittlerweile erleben die Kulturwissenschaften eine erfreuliche Horizontverbreiterung von der Sprach- und Bildbezügen zum aktuellen „spatial turn“. Diese „Raumwende“ beruht vor allem auf dem Zuwachs neuer Themen – etwa auf der Wiederentdeckung der Geographie nach 1989 oder auf dem Kollaps der ortlosen Beliebigeithimmel durch Nine-Eleven. Das wäre eigentlich Stoff genug für eine gründliche Neuvermessung der Welt, in der sich allerhand Dinge wieder hart im Raume stoßen. Doch weil Raumdenken unter dem Verdacht der Verdinglichung steht, richten sich die Forschungsenergien lieber auf das Rüstzeug eines disziplinenübergreifenden Raumparadigmas.

Nach seinem Suhrkamp-Reader von 2006 mit klassischen Raumtheorien legt der Potsdamer Medienwissenschaftler Stephan Günzel nun ein ausgearbeitetes Handbuch vor, in dem 27 Autoren das stoffliche Nichts namens Raum durch alle Fachbereiche deklinieren. Anstelle einer Textcollage gibt es eine strenge Systematik, wie es sich für Raumforscher als Spezialisten des Aufräumens und Orderns auch gehört. Der dreiteilige Band geht von den historischen Voraussetzungen in Naturwissenschaft und Kunst aus. Dabei versteht Klaus Mainzer die Raumdifferenzierungen von Aristoteles bis Einstein nicht als simple Fortschrittserzählung, sondern als Perspektivwechsel mobilisierter Anschauungsformen bis hin zum totalen Anschauungsverlust. Ebenso sieht Michaela Ott in der Kunstentwicklung von der antiken Orts- und Körperlehre zur enträumlichten Ästhetik des deutschen Idealismus keine reine Erfolgsgeschichte, sondern eine Flucht in Abstraktionen, die in Adornos Verabsolutierung der materiar-

men Zeitkünste kulminiert. Das erklärt implizit auch das barbarische Gepolter in der zeitgenössischen Performance- und Theaterkunst, die das Herumlaufen im Ausgedehnten erst wieder lernen muss.

Der zweite Teil ist dem Daseinszweck und der Durchführung der neueren Raumforschung gewidmet. Herausgeber Günzel schildert, wie Kant mit seiner kopernikanischen „Raumlehre“ zwar das Subjekt zum Zentralgestirn der Welterkenntnis machte, aber dabei die Raumanschauung als präkognitive Wahrnehmungsschablone außerhalb der Vernunft plazierte. Da durch galt der Raum fortan als Totgeburt, so dass die Zeiterfahrung ungehindert den Bewegungsfuror des progressiven Geschichtsdenkens entfesselte. Selbst Oswald Spenglers Weltgeschichte der Raumtypen als Ursymbole geriet in diesen Fortschrittssog und desavouierte sich mit haltlosen Prognosen, welche die Vorderkanten der Geodeterminismus inspirierten. Ruhe kehrte erst wieder mit Heidegger ein, der das gemüthliche Einrichten gegen das technische Herstellen von Raum verteidigte. Und Claude Lévi-Strauss schließlich zeigte an südamerikanischen Kulturen zuerst, wie wenig das hektische Nacheinander des zeitbasierten europäischen Denkens vom kunstvollen Nebeneinander selbstgeschaffener Gesellschaftsstrukturen weiß, wo Raumerfüllung auch ohne Gerede von Naturrecht und Schicksal funktioniert.

Mit dem von Jörg Döring beschriebenen Auftritt der philosophierenden Humangeographie und dekonstruierenden Franzosentheorie nach 1970 bekam die akademische Raumforschung großen Aufwind. Ihre wachsende Ereignisferne frapriert: Mit ausgeprägtem Hang zur Selbstbeschäftigung beharren Theoretiker seitdem einander und sind sich bis heute nicht einig, was der marxistische Sozialphilosoph Henri Lefebvre mit seiner Triade des Drittraumes aus wahrgenommenen, konzipierten und erlebten Raumbezügen gemeint hat. Noch größere Aufmerksamkeit genießt Michel Foucaults Wortschöpfung „Heterotopie“, obschon sie der Philosoph wohl aus einer Champagnerlaune heraus in einem kurzweiligen Radiovortrag zur Jahreswende 1967 entwickelte. Mal werden diese Fremd- oder Anders-Räume in Form von Gefängnissen, Krankenhäusern oder Bordellen als systemstabilisierend verstanden, mal als subversive Gegenentwürfe zu den herr-

schaften Macht-Raum-Dispositiven – in jedem Fall hat Foucault damit in der Fachwelt mehr Rätselfreunde gewonnen als Hitchcock mit sämtlichen MacGuffins seiner Filme.

Wie aber steht es um die Anwendung der autoritativen Theorien in der heutigen Kulturwissenschaft? Knut Ebeling schlichtet den modernen Antagonismus von Substanz- und Funktionsdenken und stärkt den Raum als Archiv und Erinnerungsort. Seine Einführung der Historisierung des Raumes durch die französischen „Annales“-Historiker mit Walter Benjamins Verräumlichung der Geschichte als biographischer Verortung ist verblüffend, steht aber quer zur heutigen Forschung.

Mit ihr schlägt im Handbuch die Stunde der theoretisierenden K-Gruppen, deren unglückliches Bewusstsein das Elend der Welt nur noch in der Kritik an kontingenten Konstruktionen, kodierten Konstellationen und konventionalisierten Konzeptionen bewältigt. Wer sich in die

Die Überschätzung der Frage, wo man sich befinde, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken musste. Robert Musil

Spiralen dieses Sektenjargons hineinschraubt, verliert schnell die Bodenhaftung. Es herrscht eine Verrätselungssucht und Gegenstandsflucht, die vergessen lässt, dass es bei den Themen nicht allein um Zeichen, Symbole, Diskurse und Repräsentationen geht, sondern um konkrete Orte, Körper, Kunst- und Bauwerke und Städte.

Die beständige Rede der Autoren von „Theoriepolitik“, „Deutungsmacht“ und „Konzeptmigration“ zeigt, wie sie ihr kulturelles Begriffskapital vornehmlich für interne soziale Distinktionsgewinne einsetzen – auch wenn ihre Hoffnung, daraus ökonomisches Kapital zu schlagen, angesichts der ausgetrockneten Forschungsförderung immer illusorischer wird.

Nichts lassen diese Analysen mehr als kulturell verbriefte, kommunikativ vernünftig oder biologisch verankert bestehen. Im politischen Raum rumort stets der Aus-

nahmezustand des Lagers, Geschlechterordnungen basieren auch nach Jahrzehnten „gender“-Rollentauschs einzig auf diskursiv-performativen Hervorbringungen, Urlaubsparadiese befriedigen nicht den Anspruch auf Faulheit, sondern säkulare Heilssehnsüchte, Geographie dient vor allem als Disziplinierungspraxis, und Landkarten verzeichnen Herrschaftsinteressen. Was bei dieser Auflösung des Objektbezugs in Metasprache aus dem Blick gerät, sind die historischen Hauptdisziplinen der Raumproduktion: Architektur und Stadtbau.

Diesem Defizit will der Sammelband „Die Architektur der Gesellschaft“ von Joachim Fischer und Heike Delitz abhelfen, in dem dreizehn Autoren der mentalen und sozialen Wirkung des Gebauten nachgehen. Dabei soll nebenher die abgedrängte Soziologie rehabilitiert werden, die als Leitwissenschaft der sechziger Jahre den technologischen Städtebau stimuliert hatte. Zur Wiedergutmachung bemüht sich der Band um Anwendung tradierter Gesellschaftslehren auf aktuelle Baubeispiele. Dafür muss jeder Beiträger die Kröte schlucken, dass Baukörper und Raumgrenzen nicht ganz ohne Materialisierung auskommen und trotzdem nicht gleich Verdinglichung und Freiheitsberaubung betreiben.

Markus Schroer aktiviert die Sozialanthropologie mit Durkheim, Mauss und Halbwachs, die das Soziale aus Raumfiguren herauslasen und zugleich den stofflichen Niederschlag von Vergesellschaftungsprozessen untersuchten. Schroers Übertragung dieses Denkens auf den Apparatcharakter moderner Sportstadien ist beste aufgeklärte Kulturgeschichte. Auch Heike Delitz widmet sich älteren Vertretern der philosophischen Anthropologie wie Plessner, Gehlen, Scheler und Rothacker, die sich für die Wirkung der Artefakte auf das Handeln interessierten. Architektur galt ihnen als anschauliche Verkörperung von Institutionen, als sozialkonservierender wie milieuschaffender Außenhalt. Mit der Annäherung dieser fortschrittsskeptischen Haltungen an das radikale Gegenteil der dekonstruktivistischen Architektur tut Delitz diesen Denkern zwar Gewalt an, aber nimmt ihnen alle Zopfigkeit.

Detlev Schöttker nutzt soziologisch-psychologische Wahrnehmungstheorien von Giedion, Benjamin und Kraacauer als Kritik am Schlosswiederaufbau in Berlin, und Jens Dangschat überträgt Bourdieus Habitus-Theorie auf den renovierten Karlsplatz in Wien – wobei seine Charakterisierung der Anlage als „institutionalisierter Ordnungsruf“ auch mit bloßem Auge erkennbar ist. Auch die Gender-Forschung kann Erhellendes zur amerikanischen Suburbanisierung beitragen, die laut Susanne Frank die Polarisierung von naturnaher weiblicher Häuslichkeit und der städtischen Erwerbswelt der Männer betrieb.

Derlei Annäherungsversuche der Wissenschaft an die praktische Raumproduktion sind zwar noch weit entfernt, den Gestaltungsdisziplinen neues Orientierungswissen zu geben. Aber sie versuchen wenigstens, die Höhe ihres Gegenstandes zu erreichen, anstatt, wie die Raumtheoretiker, meilenweit daran vorbeizufliegen. MICHAEL MÖNNINGER

Stephan Günzel (Hg.): „Raum“. Ein interdisziplinäres Handbuch. Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 2010. 372 S., geb., 64,95 €.

Joachim Fischer/Heike Delitz (Hg.): „Die Architektur der Gesellschaft“. Theorien für die Architektursoziologie. transcript Verlag, Bielefeld 2009. 420 S., br., 29,80 €.

Briefe an die Herausgeber

Pressefreiheit und Rundfunkfreiheit

Zur Leitglosse von Michael Hanfeld „Bestellte Wahrheiten“ (F.A.Z. vom 21. Juli): Dieser Kommentar ist einer F.A.Z. unwürdig. Journalistische Grundsätze dürfen auch in Kommentaren gelten, dazu gehören Wahrheit, Fairness und Sachlichkeit – nicht aber Diffamierung, Beleidigung und die bewusste Erzeugung falscher Rückschlüsse beim Leser. Professor Dr. Papier hat in seinem Gutachten die dienenden Grundrechte Pressefreiheit und Rundfunkfreiheit voneinander abgegrenzt in Fortsetzung der ständigen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Im Kommentar wird ihm dazu die Wegbereitung für den Untergang der freien Presse unterstellt, dabei sagt Professor Dr. Papier unmissverständlich, dass der öffentlich-rechtliche Auftrag der Rundfunkanstalten natürlich einfachgesetzlich durch den Gesetzgeber begrenzt und definiert werden muss.

Professor Dr. Papier in seiner unbestechlichen Unabhängigkeit als bezahlten Rechtsfachmann der Rundfunksender zu bezeichnen, ist hart in der Nähe des Strafrechts und unwürdig. Das Rechtsgutachten wurde durch die Rundfunkräte der ARD in Auftrag gegeben und nicht durch die Rundfunksender. Diese Rundfunkräte repräsentieren mehr als jedes andere Aufsichtsgremium unsere Gesellschaft – durch Mitglieder aus den Kirchen, von Senioren- und Elternverbänden, aus dem Umweltschutz, aus den Gewerkschaften, aus Arbeitgeber-, Bauern-, Kinderschutz-, Mieterschutz- und Frauenverbän-

den und so weiter, neben wenigen Parteientvertretern. Und diese unabhängigen, ehrenamtlichen Vertreter unserer Gesellschaft bestellen ein Gefälligkeitsgutachten, um die freie Presse in Deutschland abzuschaffen und den totalen Machtanspruch des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu ermöglichen – oder wie sonst ist der Kommentar zu interpretieren?

Die Verleger haben jahrelang die Bedeutung des Internets unterschätzt, Tagesschau.de ausgelacht, als der Internetauftritt vor vierzehn Jahren begann. Sie haben den Immobilienmarkt, den Automarkt und den Stellenmarkt im Internet verschlafen und wollten sich einen Alleinspruch über den Begriff „presseähnlich“ mit Hilfe der EU-Wettbewerbskommission im Internet sichern. Sie wollten definieren, was Presse ist. Aber wir haben ein Grundgesetz, das die Informationsvielfalt in unserer Gesellschaft sichert und nicht die ökonomisch-motivierte Deutungshoheit von Verlegern.

Wer Zeitung liest, informiert sich auch über Tagesschau.de – so die Marktgutachten zu den Telemedien der ARD – und umgekehrt. Die Verleger schreiben sich selbst einen Feind herbei, der ihnen Leser und Interessenten zuführt und mit seinem Internetauftritt nicht einmal eine besondere Marktrelevanz aufweist. Es ist Zeit, die Gegner einer informierten Gesellschaft und einer freien Presse gemeinsam an anderer Stelle zu bekämpfen.

DAGMAR GRÄFIN KERSENBRÖCK,
NDR-RUNDFUNKRATSVORSITZENDE, KIEL

Was mir als Wahlmann Hessens aufgefallen ist

Nachdem ich in der F.A.Z. im Vorfeld der Bundesversammlung in Berichterstattung, Kommentierung, Aufsätzen prominenter Gaststreiber und in Leserbriefen Aufträge und Belehrungen erhielt und auch nach der Wahl des Bundespräsidenten über Wochen hinweg berufene und andere Schreiber jeweils die einzig gültige Wahrheit von sich gegeben haben, melde ich mich heute als einer der direkt Betroffenen mit gehörigem Abstand vom „Ereignis der Erregung“ zu Wort, um meine Sicht der Dinge kundzutun.

Als Wahlmann des Bundeslandes Hessen, Vizepräsident des Hessischen Landtags, hatte ich zum vierten Mal die Ehre, dem Verfassungsorgan Bundesversammlung anzugehören. Dabei fällt mir zunächst auf – ich bitte um Nachsicht –, dass immer die politischen Gruppierungen, die gerade nicht über die rechnerische Mehrheit verfügen, einen sogenannten neutralen, über den Parteien stehenden Kandidaten oder eine Frau nominieren. Ändern sich die Konstellationen, hat dies keinen Bestand mehr.

Im Übrigen waren alle Bundespräsidenten in der Geschichte der Bundesrepublik nach rein politischen Gesichtspunkten gewählt worden. Sie sollten dokumentieren, dass bestehende Verhältnisse stabilisiert oder neue Perspektiven eröffnet werden. Das so oft reklamierte freie Mandat des Mitglieds der Bundesversammlung konnte schon deshalb nicht in Frage stehen, weil die geheime Wahl jede Sanktionsmöglichkeit durch Partei- oder Fraktionsspitzen ausschloss. Ein früherer Ministerpräsident reklamierte in einem Aufsatz in der F.A.Z. die totale Freiheit des Wahlmanns gerade bei der jüngsten Bundespräsidentenwahl. In einem früheren Leben als Generalsekretär der CDU hatte er gerade das Gegenteil gefordert. Ein früherer Bundespräsident verhielt sich wieder einmal wie erwartet: Er beschimpfte die Fraktion, die ihn seinerzeit zur Wahl zum Staatsoberhaupt vorgeschlagen hatte.

Derart gerüstet mit klaren Vorgaben, habe ich in Berlin an vier Sitzungen der CDU/CSU-Fraktion in der Bundesversammlung und am Wahltag in drei Durchgängen teilgenommen. In den Fraktions-

sitzungen gab es – auch wenn dies zuerst keiner glauben mochte – Aussprachen, an denen sich mehrere Vertreter beteiligten. Ich selbst habe darauf hingewiesen, dass in der Bürgerschaft ob des abrupten Ausscheidens von Herrn Bundespräsident Köhler aus dem Amt eine tiefe Verunsicherung, Verärgerung, Enttäuschung, ja Empörung herrscht. So könne man in schweren Zeiten nicht die Brocken hinschmeißen und von der Fahne gehen. Neben dem Respekt vor dem Amt des Bundespräsidenten müsse es auch Respekt des Amtsinhabers vor den Mitgliedern der Bundesversammlung und ihre Wahlentscheidung geben. Beides gehöre unabdingbar und unverzichtbar zusammen.

Was mir noch aufgefallen ist: Diejenigen – SPD und Grüne –, die im Vorfeld der Bundesversammlung permanent und nur noch schwer zu ertragen – die freie Entscheidung der Wahlleute postuliert hatten, sorgten in allen drei Wahlgängen für striktes Durchwählen ihrer Mitglieder. Hat jemals der SPD oder den Grünen einer die Frage nach diesem Verhalten gestellt? Nur aus dem Regierungslager fehlten in allen drei Wahlgängen, gemessen an ihrer Stärke, Stimmen. Im ersten Wahlgang etwa 45 bis 50, im zweiten Wahlgang 30 bis 35 und auch im dritten und entscheidenden Durchgang 20 bis 25 Stimmen.

Eigentlich hätte man jetzt erwarten müssen, dass von den Medien und den Vertretern von SPD und Grünen tags darauf diese zutiefst „demokratische Gesinnung“ der Unionswahlmänner und einiger Vertreter der FDP in höchsten Tönen gelobt würde. Denn genau das, was wochenlang gefordert wurde, nämlich ein Abstimmungsverhalten an den Fraktionsgrenzen vorbei, wurde in der Union und bei der FDP praktiziert. Aber nein, stattdessen konnte ich nur hören und lesen, die Regierungsmehrheit ist nicht geschlossen, die Kanzlerin angeschlagen und es herrsche ob des Abstimmungsverhaltens eine veritable Krise bei CDU/CSU und den Liberalen.

Für mich bleibt: eine zutiefst unehrliche Diskussion und Bewertung des Ergebnisses der Bundespräsidentenwahl. Von zwei respektablen Kandidaten ist der Jüngere gewählt worden.

FRANK LORTZ, MDL, SELIGENSTADT

Rettet mich vor Alice Schwarzer!

Zum Beitrag „Der Schleier der Fundamentalisten“ von Alice Schwarzer (F.A.Z.-Feuilleton vom 20. Juli): „Und sprich zu den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen und dass sie ihre Reize nicht zur Schau tragen sollen, bis auf das, was davon sichtbar sein muss“ (Sure, 24, Vers 32). Eine Vollverschleierung gibt der Heilige Koran nicht vor, sichtbar müssen beispielsweise die Augen oder Hände und Füße sein. Sind diese frei, so besteht auch nicht die Gefahr der eingeschränkten Bewegungsfreiheit oder gar Behinderung. Als Muslimin laute mein Hilfeschrei: „Rettet mich vor Alice Schwarzer, die Halbheiten verbreitet“, und nicht etwa vor meinem Kopftuch, welches ich freiwillig und aus eigener Überzeugung trage!

Ich bin keine unterdrückte oder bemitleidenswerte Frau, der Sie helfen müssen. Zu verlangen, das Tuch abzulegen, können Sie so verstehen, als verlange man von einer Frau, die Bluse aufzuknöpfen. Eine Kleiderordnung festzusetzen, halte ich für hirnlos. Für den Einen mag jemand zu viel Stoff tragen, den Anderen stört es wiederum, wenn jemand zu wenig davon trägt. Beides hat seine Tücken. Durch die Burka isolieren sich Musliminnen und verweigern selbst ein freundliches Lächeln? Auch ohne Burka, aber mit Kopftuch erteile ich von Kopftuch-Gegnern häufig ein lächerliches Belächeln zurück, das kann den Burka-Trägerinnen gerne erspart bleiben. Und soll doch die freizügige Frau

ihren Mikro-Minirock tragen! Jedem das Seine, sage ich, ohne mich in die Ecke der Falschtoleranten oder Linksradikalen drängen zu lassen!

MUNNAZZA AQIL KHAN,
GINSHEIM-GUSTAVSBURG

Goethes Schnee

Zu „Die Taten und Leiden des Lichts“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 17. Juli): Eine kleine Episode aus „Eckermann – Gespräche mit Goethe“: Eckermann dachte über Goethes Farbenlehre nach und versuchte sie zu begreifen. In einer fast kriegerischen Auseinandersetzung mit Newton behauptete Goethe ja, dass Farben nur durch den Gegensatz zu ihrer Komplementärfarbe zustande kämen. Eckermann betrachtete gerade durch das Fenster ein Schneefeld, das zur Hälfte von der Sonne gelb beschienen wurde, während der andere Teil im blauen Schatten lag – Blau ist die Komplementärfarbe zu Gelb. Nicht unklug, drehte er ein Stück Papier zu einer Röhre und schaute hindurch auf den Schattenteil des Schnees. Da der gelbe Anteil nun nicht mehr zu sehen war, hätte das Blau des Schnees verschwinden müssen. Aber der Schnee war genauso blau wie vorher. Das sprach gegen Goethes Farbenlehre. Er führte sein Experiment Goethe vor. Der war darüber so verärgert, dass er wochenlang nicht mehr mit Eckermann sprach.

DR. MED. KLAUS LÜCKE, OBERHAUSEN



HEINZ-JOACHIM FISCHER, von 1978 bis 2009 Korrespondent dieser Zeitung in Rom für Italien und den Vatikan, gibt eine Reihe mit Werken der Weltliteratur heraus. Seine auf acht Bände angewachsene „Bibliothek der verbotenen Bücher“ orientiert sich am „index librorum prohibitorum“, an jenem „Anzeiger“, auf dem seit dem 16. Jahrhundert bis zur Außerkräftsetzung 1966/67 die Kirchenführung die Namen und Werke von Autoren veröffentlichte, die mit kirchlichen Glaubens- und Sittenlehren in irgendeiner Weise nicht übereinstimmten. Dieses Verdikt traf auch Heinrich Heine, den deutschen Dichter aus jüdischer Familie, den christlich getauften Religionskritiker. Warum, wird einleitend dargestellt, bevor eine Auswahl von Heines lästerlichen Schriften zu lesen ist. (Heinrich Heine: „Lästerliche Schriften“. Der Rabbi von Bacherach. Die Bibliothek der verbotenen Bücher. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz-Joachim Fischer. Marixverlag, Wiesbaden 2010. 384 S., geb., 20,- €.) F.A.Z.